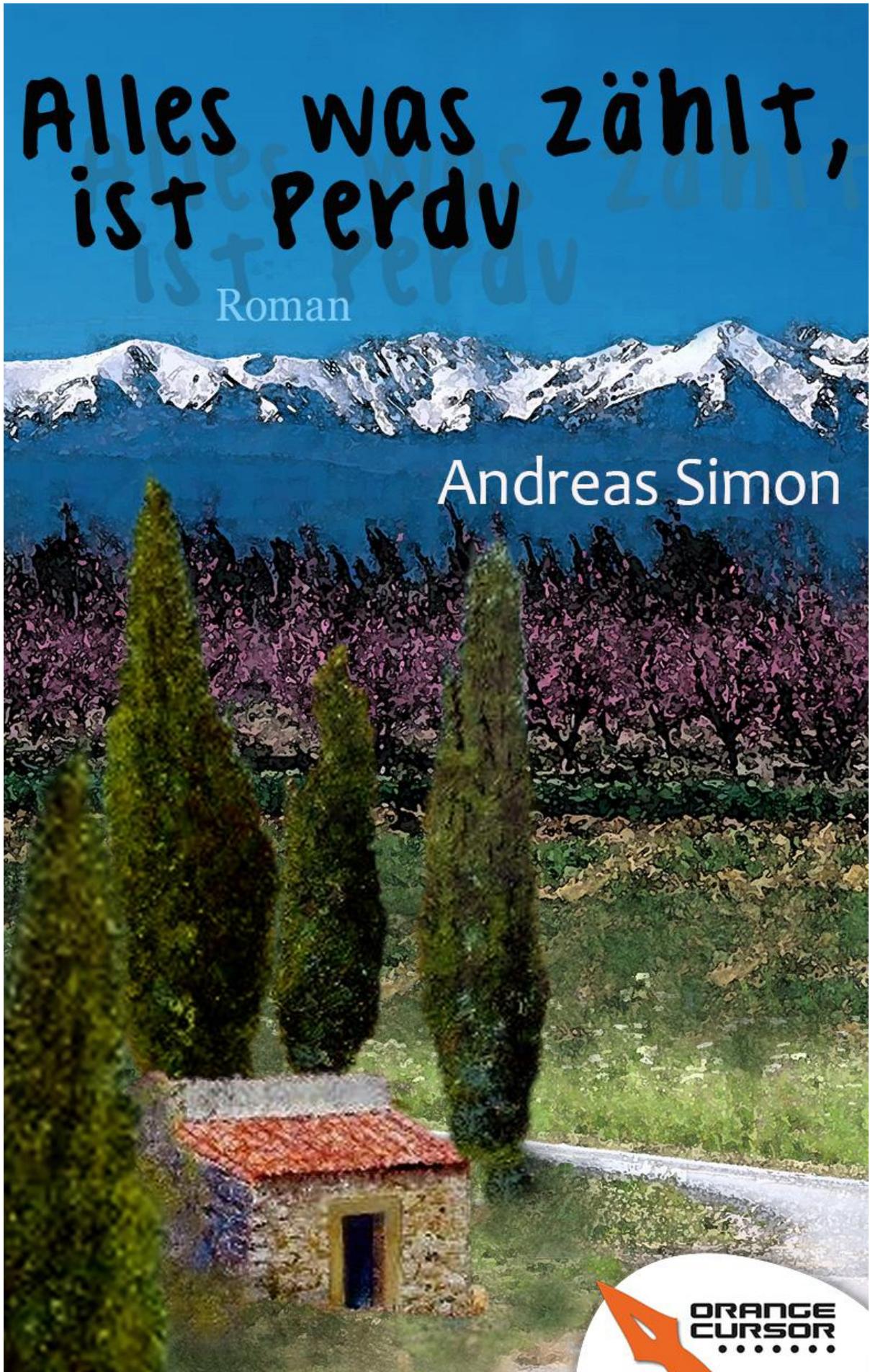


# Alles was zählt, ist perdu

Roman

Andreas Simon



ORANGE  
CURSOR  
.....

# **Alles was zählt, ist Perdu**

*Roman*

von

**Andreas Simon**

**Leseprobe**

Erstausgabe im September 2014  
als Orange Cursor-eBook  
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2014  
by Orange Cursor  
A-9020 Klagenfurt  
Schlossweg 6  
[www.orangecursor.com](http://www.orangecursor.com)

978-3-902963-21-5

## 1. Kapitel

Fast die Hälfte meines Lebens habe ich in Südfrankreich verbracht. Verlassen von meiner Mutter, verwöhnt von der Sonne, wohnten wir, Vater, meine Schwester und ich, am Rande der Pyrenäen und buddelten Kartoffeln aus dem Acker. Vor sieben Jahren konnte ich der Familie nicht schnell genug entfliehen. Heute kehre ich dorthin zurück, um meinen Vater zu suchen.

Bereits in meiner Kindheit habe ich diverse Male versucht, den Alten zu finden - auf unserem kleinen Biobauernhof zwischen den Aprikosenbäumen, im wasserlosen Brunnen, in dem er ganz bestimmt nicht hockte. Es gelang mir nicht. Meine Schwester behauptete einmal: Vater konnte aufgrund seines konkurrenzlos sensiblen Wesens gar nicht gefunden werden, er fand einen. Auf diese eigenwillige Weise wollte sie mich beruhigen, wenn er ohne Koffer oder Rucksack fortging, nur mit einer winzigen Ledertasche bewaffnet, von der niemand wusste, was sich in ihr befand. Ich weinte fürchterlich, wenn er abhaute, da half kein weiser Spruch von Carla, die Schulhofrangeleien taugten nur bedingt zur Frustrationsbewältigung, selbst unser englischer Basset brachte mich kaum noch zum Lachen. Es dauerte nie lange, meist drei, vier Wochen, dann tauchte Vater verschwitzt, müde und schweigsam aus der Versenkung auf. Darin, und nicht nur darin, glich er unserem liebeskranken Basset.

Dieses Mal muss etwas schief gelaufen sein. Sieben Jahre lang haben meine Schwester und ich sonst lediglich am ersten Weihnachtstag miteinander Kontakt gehabt, wobei Carla jedes Jahr eine Stufe resignierter und ich jedes Jahr ein Quäntchen gelangweilter geklungen habe. Bis zu dem gestrigen Anruf. Ihre Stimme klang ängstlich, was mich verwunderte. Denn Carla ist der burschikose Typ Frau, den man bei aufkommenden Schwierigkeiten erst richtig zu schätzen weiß. Seit Monaten fehle jede Spur von unserem Vater, klagte sie. Mich hielt daraufhin nichts mehr in Düsseldorf und so rase ich jetzt wie in Trance in meinem BMW über die Autobahnen und ändere gelegentlich meine Begleitung: Lenny Kravitz bis zur Grenze, Bruce Springsteen und Robbie Williams nach Sonnenaufgang. Ich fühle mich krank vor Erschöpfung, von angespannter Nervosität getrieben, wütend und bin angefressen wie ein geknicktes Bambusrohr. Diese wenig erbauliche Gefühlsmelange lässt mich die Nacht durchfahren. Dabei haben meine Emotionen mit dem Verschwinden meines Vaters rein gar nichts zu

tun. Ich habe das Erstaunliche hinbekommen, durch einen einzigen cholerischen Anfall meine Karriere zu vergeigen und damit einhergehend noch meine blendend funktionierende Beziehung zu meiner Freundin aufs Spiel zu setzen. So gesehen ist die Reise ein Sechser im Lotto. Ich bekomme Distanz zur Tretmühle und Heike kann sich in Ruhe abregen. Mein Vater wird sich schon wieder einfinden.

Ich setze den Blinker. Vor mir rollt ein Caravan den Seitenstreifen entlang. Erinnerungen platzen auf wie verschorfte Fleischwunden. Ich hatte gerade ein Jahr auf der deutschen Grundschule auf dem Buckel, als meine Eltern beschlossen, ein neues, freieres Leben zu beginnen und uns in einem solchen Caravan mitschleppten wie Umzugskartons. Ich überhole zügig und nehme die schulterlangen blonden Haare einer Frau wahr. Der Mann neben ihr fuchtelt mit einer Autokarte vor ihrem Brustkorb herum. Die Frau runzelt verärgert die Stirn und winkt ab.

Ab Perpignan strahlt die Sonne. Ab Perpignan wächst die Erkenntnis, ein Idiot in einem schimmernden Hugo-Boss-Anzug zu sein, der überstürzt eine einzige Tasche zusammengepackt hat. Es fehlen T-Shirts, Bermudashorts, Badehosen, Sonnenbrille, schlicht alles, was das Leben im Süden erträglich macht. Sogar den Rasierer habe ich im Badezimmer vergessen. Auf den Berghängen, an denen ich vorüberfahre, wachsen urige Natursteindörfer, von Korkeichen umsäumt. Ein Stausee glitzert in der Mittagshitze. Touristen paddeln auf Ruderbooten einem Campingplatz entgegen. Ich erreiche Prades, ein verschlafenes Nest im Roussillon nahe der spanischen Grenze und unweit des Mittelmeeres. Jeden brüllend heißen Sommer haben wir Vater auf den Markt des Ortes begleitet, um Kopfsalate, Paprika, Eier, Aprikosen, Pfirsiche und kiloweise Tomaten zu verkaufen.

Ich biege auf eine Nebenstraße ein, die in einen Feldweg mündet. Schafe blöken. Rinder sehen mich von einer Weide aus blöde an. Der Wagen rumpelt über die steinige Piste, Staub wirbelt vor der Motorhaube auf. Der BMW passt in diese Gegend noch schlechter als der Boss-Anzug. Hundegebell, Hühnergegacker und Mistforken an Häuserwänden kündigen endgültig eine neue Zeitzone an: Die Zeit der grimmigen Landeier, der störrischen Esel, die sich höchstens durch das Fell von ihren Besitzern unterscheiden, der gelangweilten Hausfrauen, die sich noch über eine kleine Nummer auf dem Fest zum 8. Mai freuen. Zypressen und

Akazien ziehen an mir vorüber und Lavendelduft steigt mir betörend duftend in die Nase. Vier Hektar Land besitzt Vater. Vier Hektar Land unter dem schneebedeckten Gipfel des Canigou. Inzwischen dürfte das Gelände ein Vermögen wert sein. Die verdammten Aprikosenbäume kommen links von mir in Sichtweite und ein angenehmes Kribbeln läuft mir über den Rücken, als wären die Bäume verflissene Geliebte, denen man nachtrauert. Einst bedeuteten sie Rückenschmerzen, heute riechen sie nach einer Mischung aus Heimat, Nostalgie und Obstkuchen mit Schlagsahne. Dabei bin ich nicht zimperlich mit ihnen umgegangen. Ich habe sie aus Trotz angepinkelt, sporadisch fachmännisch gewässert, kupiert und ausgerissen, wenn nötig zersägt und verbrannt. Ich habe die Früchte geerntet, während mir Sandrine vom Beifahrersitz eines Alfa Romeo kokett zublinzelte und nach Perpignan düste. Sandrine, die Tochter des wohlhabenden Nachbarn. Sandrine, die weißen Flecken auf dem Bettlaken galten dir!

Vater lebte mehr schlecht als recht vom Gemüse- und Obstanbau. Im Grunde genommen hat er für all das kein Händchen, zumindest nicht für den geschäftlichen Teil. Er ist der Vorstellung gefolgt, dass ihn der Bioanbau glücklich machen würde, schlimmer, er hat gedacht, die Menschheit mit seiner Arbeit verändern zu können.

Das zweistöckige Natursteinhaus liegt in einer ovalförmigen Senke, gut vom Wind geschützt. Davor trotz ein schiefer Casot der Witterung. Der Wagen rumpelt daran vorbei. Vater quartierte in der Hütte jedes Jahr Helfer für die Ernte ein. Sie sieht verkommen aus. Genau wie vor sieben Jahren. Überall sprießt das Gras hüfthoch. Reifenstapel und durchgesessene Sofas markieren den Weg bis zu der Palme neben dem Haus. Ich stoppe den Wagen und halte einen Moment lang inne, bis ich mich entscheiden kann auszusteigen. Dabei trete ich in einen Haufen Hundekot. Ich seufze auf und erblicke eine Frau, die mich meine widerwärtige Situation schlagartig vergessen lässt. Sie kommt aus dem Casot und trägt ein leichtes Sommerkleid, mehr kann ich auf die Entfernung nicht erkennen. Alles an ihr ist sexy hoch drei. Die hübsche Fremde sieht zu mir rüber und ich habe Scheiße an meinen Zweihundert-Euro-Schuhen.

»Salut, Rico. Da bist du ja«, höre ich Carla hinter mir sagen. Sekundenlang bin ich sprachlos. Wahrscheinlich irrt ein Teil meines Hirns einfach noch in der anderen Zeitzone herum. Wo die Zeit ein knappes Gut und Miteinanderreden auf Konferenzen abgehakt wird.

»Carla«, sage ich und drehe mich um. Sie fällt mir artig um den Hals und küsst

mich auf die Wange. Abtastende Blicke. Sie ist runder, weiblicher geworden. Wo sind die unbändig langen Haare geblieben, die sie früher vor dem Badezimmerspiegel stundenlang gekämmt hat? Sie trägt inzwischen eine Pagenkopffrisur. Ansonsten stecken ihre Beine scheinbar in derselben Jeans wie vor sieben Jahren, dasselbe gilt für die Drei-Streifen-Sportschuhe an den Füßen. Unaufhaltsam gräbt sich in ihr Gesicht die gleiche Erwachsenenverbitterung ein, die ich von Stadtmenschen kenne, mich eingeschlossen.

»Da«, sagt sie und reicht mir eine Packung Taschentücher, wobei sie auf meine Fußspitzen deutet. Sie fragt nach meinen Koffern, woraufhin ich angebe, praktisch nichts mitgenommen zu haben, weil mir die Zeit zum Packen fehlte. Die Fremde aus dem Casot ist inzwischen verschwunden. Schade! Ich reinige grob die Schuhe, stelle sie an der Pforte ab und wir gehen ins Haus. Der Wohnraum riecht muffig, ich hatte das Zimmer größer in Erinnerung und kann mir kaum vorstellen, hier einmal mein Müsli ausgelöffelt zu haben. Keine Blumen auf dem Tisch, keine Vorhänge an den Fenstern, dafür ein Beil neben dem Herd. Das Weibliche in den vier Wänden fehlt, seit Mutter gegangen ist. Carla hat versucht, jene Lücke zu füllen, die unsere Mutter hinterließ, und dabei fast ihr eigenes Leben vergessen. Niemand hätte Mutters Job tun können. Wir bleiben neben dem Kühlschrank stehen und schweigen uns an, während sie sich eine Zigarette anzündet. Ein wohltdosiertes, unaufdringliches Schweigen. Sie hat mich an die Hand genommen und zur Schule begleitet. Ich habe Vater belogen, als ich sie in der Autowerkstatt mit Jules erwischte. Geschwisterliches Schweigen. Aus ihrem Mund steigt Qualm auf. In ihrer ersten Rauchwolke, damals im gleichen Zimmer, hat sich ihr altruistisches Verhältnis zu Vater in Luft aufgelöst wie ein nächtlicher Kinderalbtraum. Rauchen hat Vater ihr solange vorgehalten, bis auch sie verschwand - nach Prades in Jules Arme.

»Wieso bist du gekommen?«, fragt sie plötzlich. Ich hebe die Augenbrauen.

»Warum ich gekommen bin? Weil du mich wegen Vater angerufen hast«, erwidere ich. Sie umkreist lauernd den Küchentisch und schüttelt dann verneinend den Kopf.

»Ich glaube dir nicht, dass du deswegen gekommen bist.«

Ich zögere und setze mich auf einen Holzschemel. Sie legt eine erstaunliche Menschenkenntnis an den Tag, die mir früher an ihr gar nicht aufgefallen ist.

»Ärger mit deiner Freundin?«, fragt sie.

»Was in der Art«, gebe ich zu. »Wie bist du darauf gekommen?«

»Nur so ein Gedanke. Ehrlich gesagt, ich habe bezweifelt, dass du für ihn wirklich

den weiten Weg auf dich nehmen würdest nach all den Streitereien, die du dir mit ihm geliefert hast. Also musste in Düsseldorf etwas passiert sein, was deine Abreise unausweichlich machte«, sagt sie. Ihre Worte nerven mich. Heike, das geht sie nichts an und ist schrecklich kompliziert. Ich beschließe, das Terrain zu wechseln.

»Vater war früher oft fort, warum glaubst du, dass ihm etwas geschehen sein könnte?«

Sie schmunzelt, bückt sich und hebt einen Gegenstand auf. Es handelt sich um Vaters legendäre Ledertasche. Carla tastet mit den Fingern an dem braunen Griff entlang.

»Er hätte die Tasche mitgenommen, die Tasche hat er immer mitgenommen«, sagt sie ruhig.

»Das ist alles? Die Ledertasche, die wenigen Monate, die er sich nicht mehr gemeldet hat, geben dir Anlass zu vermuten, dass ein Unglück geschehen ist?«, frage ich, als hätten mich die Umstände selbst nicht unsicher gemacht. Sie legt Vaters Tasche auf den Holztisch. Mich reizt es, zuzugreifen. Sie zu öffnen. Doch ich habe mir geschworen, sie unter keinen Umständen jemals aufzumachen. Sie hätte ihren Zauber, ihre Heiligkeit eingebüßt. Ich finde sie schön wie den Canigou. Was habe ich alles in ihr vermutet? Eine Tagesration Hasch. Hunderttausend geraubte Dollar. Briefe meiner Mutter. Vaters Lieblingsschokolade. Einen Weltempfänger. Vielleicht zur Abwechslung mal ein adäquates Weihnachtsgeschenk wie eine Fender-Stratocaster-Gitarre zum Beispiel, was ich aus Platzgründen damals rasch verwarf.

»Richtig misstrauisch stimmt mich Cohn-Bendit«, sagt Carla plötzlich.

»Wer?«, frage ich verwirrt.

»Cohn-Bendit.«

»Ich stelle ihn dir vor«, fügt sie hinzu. Sie geht die paar Schritte zur Tür.

»Cooohn-Beendit«, ruft Carla laut. Es gibt den Politiker Cohn-Bendit, natürlich, aber der treibt sich zwischen Paris und Frankfurt herum und hält Reden gegen die Dummheit. Katalonien dürfte für Politiker wie Cohn-Bendit die gefühlte Höchststrafe sein. Redner und Schreiber landen hier in der Gosse. Carlas Cohn-Bendit trottet tiefäugig und sabbernd auf mich zu. Er ist wurstförmig, dreifarbig und mit lappigen Ohren gesegnet, die wie mexikanische Tortilla aussehen. Ich hätte es mir denken können. Während meiner Asthmatikerzeit hat mir Vater einen englischen Basset gekauft, Marx mit Namen.

»Marx' Nachkomme?«, frage ich Carla.

»Marx ist sein Großvater. Sein Sohn Castro hat Cohn-Bendit auf einem Friedensfest gezeugt.« Cohn-Bendit bleibt auf halber Strecke liegen. Ein agiler Vertreter seiner Rasse.

»Cohn-Bendit war fast verhungert, als ich ihn gefunden habe. Vater hätte das niemals zugelassen«, sagt sie. Dafür sieht der Hund schon wieder recht kräftig aus. Beim Trotten schleift sein Bauch fast über den Parkettfußboden.

»Hast du ein Bier?«, frage ich.

»Wein steht im Kühlschrank«, antwortet Carla. Eine blöde Antwort, weil sich in Vaters Kühlschrank ständig Rosé- und Weißweinvorräte befinden.

»Kein Bier?«

»Kein Bier«, bestätigt sie.

Ich seufze und entscheide, einen Fehler zu begehen.

»Schon richtig. Ich bin nicht nur wegen Vater hier. Ich bin in Düsseldorf ein bisschen durchgedreht. Die vergangenen zwei Jahre habe ich für eines der Fünf-Sterne-Hotels gearbeitet. Rund um die Uhr. Ich habe eine ganz passable Karriere hingelegt, wie man so sagt. Dabei habe ich die Tochter des Direktors kennengelernt. Wir sind zusammengezogen. Leider stänkert seitdem ihr Dad auf der Arbeit herum. In gewisser Weise wirft er mir vor, was er selbst tut. Er verwechselt Berufliches mit Privatem. Du weißt, dass ich nicht lange den Mund halten kann. Wir sind übel aneinandergeraten, seine Tochter findet mein Verhalten unverzeihlich, weil ihr Dad mich angeblich bloß kontinuierlich fördern wollte, um mir noch mehr Karriere und Glück zu ermöglichen. Letztendlich ist dein Anruf zur rechten Zeit gekommen.«

»Taugt sie was?«

»Heike? Sie ist intelligent, sehr giftig, erfolgreich in ihrem Beruf.«

»Das habe ich nicht gefragt. Ich meinte, vertraust du ihr?«

Ich öffne den Kühlschrank, ziehe eine Flasche Rosé hervor und fülle ein Glas mit dem Syrah.

»Männer!«, sagt Carla, weil ihre Frage ohne Antwort bleibt. Woher soll ich wissen, ob ich Heike vertrauen kann? Was meint Carla überhaupt damit? Vertrauen. Selbstverständlich würde ich ihr hundert Euro leihen und zurückbekommen. Ich weiß, dass ihre Erziehung es unmöglich macht, mir fremd zu gehen. Ich vertraue ihr in der Beziehung und das Geld hätte sie sowieso nie nötig. Na klar. Ich vertraue ihr.

»Sag mal, die Frau oben im Casot, hätte die sich nicht um den Hund kümmern können oder ist sie erst später eingezogen?«

»Die Frau? Sag bloß, du hast sie nicht erkannt?«, fragt Carla und verzieht angewidert das Gesicht. So angewidert, dass mir vieles klar wird. Verdammt, Sandrine! Der Wein schmeckt nach mehr.

Carla gibt mir den Haustürschlüssel und verabschiedet sich, nachdem sie mir sämtliche Räume gezeigt hat, als wäre ich zahlender Gast oder könnte mein Kinderzimmer nicht wiederfinden. Ich gehe die Treppe hinauf. Meine alte Stereoanlage steht noch am gleichen Platz. Über dem Schreibtisch, auf dem kein Staubkorn zu entdecken ist. Für Carla ist Staubwischen eine Art Therapieersatz. Sie macht es, um Gedanken von voreiligen Entschlüssen und verpassten Gelegenheiten möglichst wenig Platz einzuräumen. Vergilbte Poster von Nirvana-Sänger Curt Cobain hängen an der Wand. Der Mann ist Staub. Seine Musik ist unvergänglich. So soll es sein. Auf der Kommode neben dem Bett steht ein Foto. Meine Mutter ist darauf zu erkennen, sie hat den Arm um die Schulter eines Jungens gelegt, der einen bunt geringelten, ausgeleierten Baumwollpullover trägt und aussieht, als sei er karieskrank und trotzdem glücklich. Natürlich bin ich dieser hässliche Junge. Niemand könnte mir ferner sein und ich realisiere, dass ich in einen Sumpf aus bleiernen Erinnerungen zurückgekehrt bin, in den ich nie zurück wollte. Sei's drum. Durch das Fenster habe ich einen grandiosen Blick auf den Canigou und auf den alten Casot, in dem aus unerfindlichen Gründen die Frau hockt, mit der ich die beste Zeit meines Lebens geteilt habe: Sandrine Lasalle. Ich beschließe, sie zu besuchen, mir vorher jedoch ein ausgiebiges Bad und eine Mütze Schlaf zu gönnen. Ich habe es nicht eilig. Das Feuer in meinem Herzen ist erloschen und ich habe nicht vor, in die Asche zu pusten, um die Glut anzufachen. Beim Anblick des Bettes spüre ich die Müdigkeit wie eine Wand, vor die ich laufe und beschließe, mich hinzulegen. Sandrine kann warten. Sie ist völlig bedeutungslos. Ein Schatten auf der Seele, auf den ich nichts geben werde. Im Zeitlupentempo ziehe ich mich aus, schlüpfe unter die karierte Baumwolldecke, um mich kurz auszuruhen, und schlafe bis zum nächsten Morgen.

## 2. Kapitel

Acht Jahre zuvor

Jeden Morgen wachte ich eine halbe Stunde zu früh auf. Ich spürte dasselbe Kribbeln unter der Bauchdecke wie vor dem Einschlafen und onanierte, bis der Wecker klingelte. Vater wunderte sich, dass ich den Tisch überpünktlich deckte und ihn mehrmals ermahnte, bald loszufahren, wo ich dem Matheunterricht ansonsten doch aus dem Weg ging. Für einen Kuss von Sandrine Lasalle hätte ich das Haus abgebrannt. Für einen Kuss von ihr wäre ich die zwölf Kilometer bis zur Hotelschule zu Fuß gelaufen. Vater fuhr mich hinauf in die Berge. Seine sehnige und hagere Gestalt korrespondierte auf anschauliche Weise mit seinem rastlosen Wesen. Vom Benzinstand alarmiert, malträtierte er fluchend die Kupplung seines Wagens. Der Motor stotterte aus unerfindlichen Gründen. Er besaß zu der Zeit noch diesen verschrammten VW-Bus, dessen Stoßdämpfer ächzten wie abgenutzte Matratzenfedern, und wusch ihn jeden Samstagnachmittag, bis er in der Sonne blitzte. Dauernd schob er sich mit dem Zeigefinger seine Brille auf die Nasenwurzel zurück, ohne auf den Gedanken zu verfallen, sich eine optimal sitzende Sehhilfe zu kaufen. Alles was ihm wichtig war, tat er gewissenhaft und penibel. Dazu gehörte das Bewässern und Pflanzen von Tomaten oder das minutengenaue Backen von Vollkornbrot und Apfelkuchen nach dem pünktlich anberaumten Mittagessen. Alles was ihm unwichtig war, absolvierte er überhastet und sprunghaft wie das Einstellen des Radiosenders mit dem geriffelten Regler. Seit unserer Abfahrt hörten wir ein von Stimmfetzen gespicktes Rauschen aus den seitlich angebrachten Bassreflexboxen und ich wartete auf den Zeitpunkt, an dem ihm aufgehen würde, dass Musik deutlich melodischer klang. Am Gebirgspass angekommen, räsonierte Vater von der Zukunft, der Landwirtschaft. Ich versuchte abzuschalten - nicht das Radio, meine Ohren. Denn die Zukunft stellte für ihn generell eine Bedrohung da. An diesem Morgen erregte er sich über gentechnisch veränderte Lebensmittel. Ich schloss die Augen und träumte von Sandrines Körper. Tage zuvor hatte ich sie im Schwimmbad im Badeanzug gesehen. Ihr Po, die Brüste, die Beine ließen mich glühen wie eine Zündkerze. Kopfnickend schmunzelte ich über die seltene Einmütigkeit, als Vater über den Erhalt der Natur philosophierte. Vor dem Haupteingang der Hotelschule setzte er mich ab. Endlich. Ich hatte mich schwer getan bei der Entscheidung, welchen Beruf ich ergreifen sollte. Meine Interessen lagen im musikalischen Bereich, ich las

John Irving und T.C. Boyle und fotografierte gerne. Aber was sollte ich damit jobmäßig anfangen? Musik, Fotografie, Literatur waren Hobbys, die nebenher zu bewältigen waren und kein Geld einbrachten, wenn man nicht verdammt gut spielte, knipste oder schrieb. Also suchte ich einen Job, dem ich zutraute, mich passabel zu ernähren, ohne mich zu langweilen. Im Prinzip konnte man in der Region wählen zwischen Arbeit in der Landwirtschaft, im Einzelhandel und staatlichen Einrichtungen wie der Post und einem Job im Tourismus. Die Landwirtschaft schied aus, ich war die Quälerei auf dem Acker leid. Sollte ich im Supermarkt Joghurt übereinander stapeln und Reispäckchen mit Preisschildchen auszeichnen? Oder Akten im Büro nummerieren und Kartonpostkarten stempeln? Das klang jämmerlich und hatte keine Spur von Glamour. Hotel hatte Glamour oder was ich mir darunter vorstellte. Einen anständigen Anzug, Arbeiten in Nizza, Cannes, Guadeloupe oder Paris. Und außerdem barg der Tourismus die einmalige Chance, den Trott meines bisherigen Lebens zu durchbrechen, meinem Elternhaus zu entinnen und gleichzeitig in Sandrine Lasalles Nähe zu bleiben. Sie war auf das gleiche Gymnasium wie ich gegangen. Nie waren wir uns während dieser Zeit besonders nahe gekommen. Ausgerechnet als wir auf das Erwachsenenalter zusteuerten und unsere Wege sich somit unweigerlich trennen würden, hörte sie auf, für mich ein Mädchen unter vielen zu sein, und ich begann mir gerade abzugewöhnen, mich als einen Jungen unter vielen zu betrachten. In allem war ich ein verdammter Spätzünder, fluchte ich manchmal. Sandrines berufliche Laufbahn führte sie beinahe zwangsläufig über die Hotelschule - ihr Vater hatte sie dazu auserkoren, eines Tages das Hôtel de Paris zu leiten, dessen Eigentümer er war. Und so entschied ich mich auch für das Hotelwesen und ging mit ihr auf die Hotelschule, die zur theoretischen und praktischen Vorbereitung des Berufsalltags diente. Das triste Siebziger-Jahre-Sichtbeton-Labyrinth lag zu Füßen des Canigou. Die schneebedeckte Steilwand des Berges schoss imposant vor mir in den Himmel. Ich trug meine Lieblingsjeans, ein karibisches Calvin-Klein-Plagiat, das T-Shirt mit R.E.M.-Aufdruck vom Montpellier-Gig und eine zerkratzte Sonnenbrille, die ich mir in die Haare schob. Mein Mund wurde trocken. Eine physische Reaktion, wie sie bei mir beim Anblick des Wortes »Ecole« über dem Einlass normal war. Vor jedem Betreten einer französischen Schule verwandelte sich meine Mundhöhle in die Wüste Gobi. In meiner Kindheit hatte ich vieles unternommen, um nicht in diesen Schlund von Maßregelung, Besserwissertum, Drögheit und Frontalunterricht zu müssen. Einmal hatte ich bei einer solchen Gelegenheit eine Blinddarmentzündung simuliert, woraufhin ein Krankenwagen heranraste und mir die Klinikärzte des St.-Joseph-Krankenhauses

den gesunden Wurmfortsatz tatsächlich herausoperierten. Schule war die Hölle. Krankenhäuser waren Ferienzentren dagegen. Ich schwor, dass die Hotelschule die letzte Einrichtung dieser Art sein würde, der ich einen Besuch abstattete. Ich entdeckte Sandrine. Sie lehnte an einer abbröckelnden Spannbetonsäule im schattigen Gang und verzehrte gelangweilt einen Apfel. Eile trug einen anderen Namen. Ich fand sie ungeheuer erotisch, wie sie dunkelhaarig und lässig dastand, von einer Sinnlichkeit geprägt, dass ihre Umgebung förmlich an Gewicht verlor. Ich hatte Lust, sie in diesem Augenblick zu fotografieren, sie für alle Zeiten in ihrer Schönheit und Laszivität festzuhalten und mir das Bild übers Bett zu pinnen. Jemand klopfte mir auf die Schulter.

»Salut«, begrüßte mich Bertrand, mein einziger Freund. Sein Vater kam von der Insel Guadeloupe und verscherbelte auf Wochenmärkten gefälschte Designerklamotten. Bertrands Hautfarbe ähnelte dem Kakao, den ich morgens schlürfte. Er selbst nannte sich einen Nigger und Sklaven des weißen Mannes. Bertrand war redselig wie amerikanische Fernsehprediger auf Ecstasy und schenkte dem Erdkreis aus Gewohnheit komische Sprüche von Rang. Sein linkes Augenlid hing schlaff herunter, es verhüllte die Hälfte der Pupille, was ihm ein zwielichtiges Zuhälterausssehen gab.

»Sandrine ist vom Teufel besessen«, murmelte er heiser, als Sandrine auf uns zukam, in ihren Doc Martens, der ausgefransten Jeans, einem zerschlissenen Diesel-Top, das ihren Bauchnabel freiließ, einem Walkman in der Hand. Das war eine echt toughe Neuigkeit von Mister Cool. Rauchte er jetzt schon Dope, bevor die Glocke den Beginn des Unterrichts einläutete? Sandrine Lasalle war also vom Teufel besessen. Zugegeben: Bertrands Kurzzusammenfassung des Lasalle'schen Sündenregisters klang plausibel. Es hieß, sie hätte einem Lehrer Nachhilfe in Sachen Sexualerziehung gegeben. Es hieß, sie hätte ihre Katze in eine brennende Mülltonne gesteckt, als das Tier sie angefaucht hatte. Es hieß, sie lebte mit einem Messerstecher zusammen. Es hieß, es hieß ... Bertrand fand spielend leicht Erklärungen vertrackter Weltzusammenhänge und komprimierte sie auf vier bis fünf Worte. Polizisten waren für ihn grundsätzlich uniformierte Gewaltverbrecher. Politiker die cleversten aller Geschäftsleute und Sandrine war eben vom Teufel besessen. Ich wusste, dass es hoffnungslos war, ihm dies auszureden. Meiner Meinung nach besaß Sandrine Lasalle einfach nur einen Schrank voll Neider, weil sie in einer anderen Liga spielte, der Champions League in Sachen Coolness. Der Liga des größten Selbstbewusstseins. Sie fuhr Motorrad auf eine Art, als wollte sie früh sterben, rauchte Kette, und ließ sich ein Tattoo über dem Hintern stechen. Ich schob die Sonnenbrille auf die Augen, als sie uns erreichte.

»Salut«, sagte sie. Ihr Ärmel streifte meinen Oberarm beim Vorübergehen, eine Gänsehaut breitete sich epidemieartig aus. Sandrine roch nach Schweiß. Kein Parfüm, kein Wrigley's Kaugummiduft. Schweiß. Ich hatte einen stehen.

»Ca va?«, erwiderte ich frech und bekam keine Antwort. Ich drehte mich um. Sie warf mir über die Schulter einen Blick zu. Ihr Lächeln war mörderisch.

»Glaubst du mir jetzt?«, fragte Bertrand, der sich einen letzten Rest Snickers in den Mund stopfte und seine karierte Baskenmütze über das gesunde Augenlid schob. Stimmt schon. Sandrine Lasalle war vom Teufel besessen. Das spürte ich bis in die Eingeweide. Ich versuchte, mich zu erinnern, ob ich sie bis dahin überhaupt einmal lachen gesehen hatte. Es fiel mir nicht ein. Lächeln trug einen anderen Namen. Sie besaß einen für mich rätselhaften Hang zur Ernsthaftigkeit, es fehlte alles Spielerische, alles Kindhafte, jede Schüchternheit, mit der ich reichlich gesegnet war. Sandrine war ein Typ Mensch, der das gesamte Leben schon kannte, bevor er die Pubertät erreichte. Eine Frau, die alles über Männer wusste, ohne je mit einem zusammen gewesen zu sein. Im Grunde war sie ziemlich humorlos und irgendwie existenzialistisch, vielleicht sogar nihilistisch angehaucht. Das Mädchen, das den Katzenmord beobachtet hatte, schwor allerdings Stein und Bein darauf, dass Sandrine ihre Tat hingebungsvoll belacht hatte. Immerhin, eine Spur von Humor. Eine Weile schaute ich ihr nach. Bis sich Schüler zwischen mich und meinen Engel schoben. Ich musste mit ihr alleine sein. Bald!

»Wann proben wir?«, fragte Bertrand, als wir das Klassenzimmer betraten. Wir hatten gerade eine Band gegründet, die namenlos und sängerfrei vor sich hin dümpelte. Bertrand spielte den Bass. Ich bearbeitete die Gitarre, der Schlagzeuger war gerade abgesprungen.

»Nächste Woche«, gab ich zur Antwort.

»Heute Nachmittag läuft sie bei McDonald's auf«, flüsterte mir Bertrand zu.

»Woher weißt du ...?«, fragte ich.

»Dass du scharf auf sie bist?«

»Blödsinn, wo sie den Nachmittag verbringt, woher weißt du das?«

»Ich höre den Teufel ab.«

McDonald's. Ausgerechnet. Was würde Vater davon halten, wenn ich bei seinem Erzfeind am Nachmittag einen Burger bestellen würde? Er hatte die neue McDonald's-Niederlassung von Prades bekämpft, indem er eine

Protestkundgebung organisiert hatte. Mein linkisches Außenseitertum auf dem Gymnasium hatte durch seine ablehnende Haltung eine letzte Blüte erfahren. Vater hatte einige unserer Lehrer auf seiner Seite, die Pferdezoß tragenden Altachtundsechziger selbstredend, was die Lage für mich umso prekärer machte. Denn von der Schülerschaft erhielt er Drohanrufe und Briefe, in denen Hakenkreuzzeichnungen klebten. McDonald's - ausgerechnet. Heute Nachmittag. Ich war niemals dort gewesen, obwohl es mich gereizt hatte, in einem der von Bertrand vertriebenen Pro-McDonalds-T-Shirts spaßeshalber an der Ausfallstraße zu erscheinen, als die Kundgebung stattfand. Aber irgendwie empfand ich Solidarität für meinen Vater, der - ebenfalls von Bertrands Papa mit Anti-McDonald's-T-Shirts ausgestattet - die größte Demonstration leitete, die Prades je gesehen hatte. Siebzig Leute kamen. Der McDonald's-Laden wurde natürlich trotzdem eröffnet und viele, die zuvor protestiert hatten, gehörten inzwischen zu den Stammkunden. Mein Vater dagegen blieb sich treu.

Der Unterricht lief wie gewohnt an mir vorbei und mein Nachmittagsplan nahm während der Mathelitanei feste Züge an. In der letzten Stunde begann der unvorhersehbarste Teil des Unterrichtstages. Wir sollten uns nach einer Praktikumsstelle umsehen und Monsieur Castell, dem Klassenlehrer, über etwaige Fortschritte Bericht erstatten. Der Klassenlehrer mokierte sich über Bertrands gelangweiltes Gesicht, in dem sich pure Willenlosigkeit widerspiegelte, und reagierte sauer, weil nur die Klassenstreber taten, was er uns aufgetragen hatte. Dabei war es das letzte Jahr in der Hotelschule und die Praktika dienten unter anderem dazu, sich für die kommende Saison als Fachkraft zu empfehlen. Ich hatte mich noch nirgends beworben, weil es für mich eine logische Antwort auf seine Frage gab, deren Folgen ich versuchte abzuschätzen. Eine Antwort, die Wagemut und Courage erforderte.

»Und Sie, Rico?«, fragte mich der Lehrer. Mein Entschluss stand fest.

»Ich fang im Hôtel de Paris an«, erwiderte ich.

»Haben Sie die Stelle bei Monsieur Lasalle schon sicher?«

»Glauben Sie, ich würde Sie anlügen?«, fragte ich voller Sarkasmus zurück. Er zögerte, der Mann kannte mich gut.

»Super«, sagte er kumpelhaft.

Damit war ich ihn los und hatte ein echtes Problem am Hals.

Rot und gelb die bestimmenden Farben. Von außen sah der McDonald's-Schuppen steril aus, von innen wie eine Totenhalle oder zumindest,

wie ich mir Totenhallen vorstellte. Nur mit lauter Tischen und Stühlen drin für uns Gäste. Die Särge, in denen die Hamburger aufbewahrt lagen, waren weiß. Ich nahm das Tablett entgegen und setzte mich. Die Cola schmeckte zu süß, die Pommes fand ich erträglich. Dass halb Argentinien versteppte, weil die McDonald's-Rinder Gras benötigten, hatte Vater die Zornesröte ins Gesicht getrieben. Mich kostete es ein müdes Grinsen und mein restliches Taschengeld. Teil zwei des Plans saß knapp sechs Meter von mir entfernt, saugte vernehmbar an einem Plastikstrohalm und schenkte mir keinerlei Beachtung: Sandrine Lasalle. In meinem wunderbaren Nachmittagsplan kam nur der Kerl neben ihr nicht vor. Wer war der Typ in seiner abgewetzten Lederjacke vom Sperrmüll? Entweder ein Zigeuner oder ein Nordafrikaner, der Hautfarbe und dem Temperament nach zu urteilen. Er hatte einen Dreitagebart, nach hinten gegelte Haare, setzte sich hin und stand wieder auf, um auf sie einzureden. Sie sollte mit einem irren Messerstecher zusammen sein. War das dieser Typ? Zweifel hatte ich keine, weil meine Eifersucht keine Zweifel zuließ. Meine Chancen tendierten bei Sandrine gegen Null. Ich kam mir bescheuert vor, überhaupt in Erwägung gezogen zu haben, ich könnte einer wie Sandrine Lasalle einmal etwas bedeuten. Hitze schoss mir in den Schädel. Ich versuchte, woanders hinzuschauen. Hoffentlich bemerkte sie mich nicht. Womöglich kam ihr sonst noch der Gedanke, ich wäre ihr gefolgt. Ich glotzte zur gegenüberliegenden Shell-Tankstelle und der stark befahrenen Ausfallstraße, deren Überquerung mich fast das Leben gekostet hatte. Aber ich konnte nicht anders, ich musste sie ansehen. Der Typ packte Sandrine am Arm und zischte ihr Schimpfworte ins Ohr. Ich bekam sein Gesicht zu sehen, es lief dunkelrot an. Er knallte seine Cola auf den Tisch, sie schwappte über. Sandrine bat ihn, sich zu beruhigen oder zu verschwinden. Der Bursche sah nicht so aus, als wollte er schnell nachgeben und ich wurde von der Hoffnung gepackt, es könnte gut gehen mit ihr und mir. Meine Hände schwitzten. Der Kerl setzte sich. Sandrine lehnte sich zurück und entdeckte mich. Ich las Überraschung und Freude in ihren Augen. Ja, Freude! Sie hatte mich bis dahin wirklich nicht wahrgenommen. Für eine volle Sekunde gehörte Sandrines Aufmerksamkeit mir. Der Typ beklagte sich bei der Bedienung über den feuchten Tisch. Die Tante keifte lautstark zurück. McDonald's begann mir zu gefallen. Sandrine sprach auf den Typen ein.

»Das kommt nicht in Frage«, schrie er Sandrine unvermittelt an und baute sich bedrohlich vor ihr auf. Ich stand langsam auf, weil ich mir Sorgen darüber machte, was der Bursche aus seiner Jacke ziehen könnte. Aber sie blickte herüber, machte eine abwehrende Handbewegung. Der Bursche warf einen Stuhl um, fluchte und

lief aus dem Lokal. Ohne mit der Wimper zu zucken, stand Sandrine auf und kam an meinen Tisch.

»Cool, dass du mir helfen wolltest, Rico. Deine Heldentat hätte aber alles nur schlimmer gemacht«, sagte sie und klaute sich Pommes Frites aus meiner Schachtel.

»Setz dich doch«, sagte ich.

»Nein, danke. Ich möchte, dass wir uns Samstagnachmittag sehen, unter der Teufelsbrücke«, sagte sie.

»Schwimmen?«, fragte ich blöd.

»Was sonst?«

Was sonst? Manchmal fuhr Vater zur Teufelsschlucht, durch die sich ein Bachlauf wie eine Schlange zwängte und baute an einer idyllisch gelegenen Stelle einen verrosteten Grill auf. Es gab herrliche Badestellen, klares eiskaltes Wasser und teuflisch scharfe Merguez, die Vater mit Carignan runterspülte. Die Teufelsbrücke überspannte die Schlucht an einer breiten Stelle. Das Wasser war dort relativ tief. Um von den Felsblöcken hinab in die Tiefe zu springen, musste man die Absprung- und Aufprallstellen exakt kennen, sonst zerlegte es einem das Rückgrat.

Der Samstag war heiß. Ich war übernervös wegen des Treffens und kaute Fingernägel. Sandrine und ich allein. »Was sonst?«, hatte sie brüsk gefragt. Ich wollte ihr einen Platz oberhalb der Teufelsbrücke anbieten, an dem wir ungestört Sex haben konnten. Eine Decke hatte ich eingepackt, ebenso eine Packung Billy-Boy-Kondome, die ich aus einem Automaten an der Rue Belfort gezogen hatte. Mir kam überhaupt nicht in den Sinn, dass wir es nur beim Schwimmen belassen wollten, obwohl ich noch nie Sex gehabt hatte. Ich lief zu Fuß die paar Kilometer an den glucksenden Wasserkanälen entlang, erreichte nach zwei Stunden die schmale Brücke und vernahm Stimmen von Männern und Frauen. Am Waldrand standen ein Mercedes Cabrio und ein dreckverkrusteter tannengrüner Landrover. Ich betrat die Brücke. Seitlich unter dem Brückenbogen lag Sandrine auf einem Badetuch, daneben der Typ von McDonald's. Ich hatte inzwischen herausbekommen, dass er Manuel hieß und aus Perpignan kam. Eine Gruppe unbekannter Gesichter, alle älter als ich, tummelte sich neben den beiden. Warum bestellte mich Sandrine hierher? Rauch stieg über einer Feuerstelle auf. Ich überlegte, ob sie mich bereits gesehen haben konnte und ich einfach umkehren sollte. Ich hatte keine Lust, mit all diesen Leuten abzuhängen und mein Bedürfnis,

Manuel persönlich kennen zu lernen, hielt sich in Grenzen. Aber die Neugierde und der Hunger auf Sandrine waren stärker. Ich stolperte den Steilhang hinunter und stürzte dabei fast aufgrund der Unsicherheit, Enttäuschung und Wut, nicht mit ihr allein sein zu dürfen.

»Salut«, sagte Sandrine, als ich eintrudelte und nahm die Sonnenbrille ab.

»Schön, dass du da bist.« Sie stellte mich ihrem Cousin Luc und dessen Freundin vor.

»Das ist Rico Steiner«, sagte Sandrine. Luc schaute mich arrogant an. Er trug ein Lacoste-Shirt und eine teure Uhr am Handgelenk.

»Steiner? Der Sohn des verrückten Sauerkraut-Steiner?«

Fast wäre ich auf ihn zugesprungen. Ich hatte mir geschworen, nichts mehr zu schlucken, niemandem mehr eine Unverschämtheit durchgehen zu lassen, eher ließ ich mich vierteilen.

»Jetzt mach halblang«, fuhr ich ihren Cousin an. Luc grinste mich an, als hätte er die Goldreserven von Fort Knox im Rücken. Und er hatte sie im Rücken.

»Du hast Nerven, Sandrine. Dein Vater wird sich freuen, wenn ich ihm erzähle, dass du dich mit diesen idealistischen Krötenrettern und Abschaum abgibst«, schimpfte der Lacoste-Affe. Manuel sprang auf ihn zu und umklammerte seinen Hals, weil er sich angesprochen fühlte.

»Sag das nie wieder«, schrie er. Sandrines Cousin stöhnte und lief rot im Gesicht an. Wir mussten Manuel zu dritt von dem Lackaffen trennen.

»Komm, wir gehen«, sagte Luc zu seiner Freundin, nachdem er sich erholt hatte, und packte übereilt seine Tasche.

»Ich hasse sie«, flüsterte mir Sandrine ins Ohr. »Ich hasse sie wirklich.«

Manuel reichte mir die Flasche Wein. Sein Gesicht war vor Erregung gerötet. Immerhin war diese furchteinflößende Glut, deren Ursache mir unbekannt blieb, aus seinen Augen gewichen. Ich wusste nur, dass ich auf Manuel aufpassen musste wie auf einen bissigen Kampfhund. Mir war klar, dass Sandrines Angehörige mich ablehnten. Ich gehörte nicht dazu. Nicht zu den Franzosen, nicht zu den Katalanen, schon gar nicht zum Clan der Lasalles. Sandrines Vater hatte sein Geld auf die in Südfrankreich übliche Weise gemacht: Er besaß das Hotel in Prades. Vater verachtete ihn für die Pestizidwolken, die über seinen Pfirsichfeldern aufstiegen. Nach Vaters vergeblichen Aufklärungsversuchen mussten die beiden Männer einige Male heftig aneinander geraten sein, wie mir Carla berichtet hatte. Und ich wollte im Hôtel de Paris um einen Job nachfragen! War ich von allen guten Geistern verlassen? Wusste Sandrine von der Feindschaft unserer Väter?

Mir kam der Gedanke, Sandrine könnte mich ausschließlich für diesen Moment bestellt haben, um ihrem Cousin zu zeigen, mit welcher obskuren Gestalten sie ihre Freizeit verbrachte: mit mir und dem durchgeknallten Manuel. In der Welt der hemmungslosen Geldvermehrung strahlten wir eine Gefahr aus. Manuel, weil er objektiv so aussah, als zöge er in Erwägung, gleich mit dem Landrover abzuhaufen. Und ich, der Sohn eines Biobauern, der keine Gelegenheit ausließ, den Schaden einzudämmen, den die hemmungslosen Geldvermehrter unter Kollateralschaden verbuchten und zukünftigen Generationen überließen. Während Luc und seine Freundin den Hang hinauf verschwanden, fühlte ich mich verdammt wohl, Sohn eines Biobauern zu sein, sogar überlegen. Dann ebbte die Wut ab und machte der Resignation Platz. Ich war und blieb für immer ein Außenseiter und Mädchen wie Sandrine spielten auch für mich in einer anderen Liga. Sie rannte zum Wasser.

»Ich weiß auch nicht, was hier läuft. Vermutlich eines von Sandrines Spielchen«, schimpfte Manuel entschuldigend. Auf dem Grill brutzelten Merguez, Koteletts und Schweinerippchen, gewürzt mit Herbes de Provence. Da lag mehr Fleisch, als wir jemals hätten essen können. Vor uns lag mehr Zukunft, als wir ertragen konnten. Sandrine rief vom Bachlauf herüber.

»Das Wasser ist wunderbar kalt!«

Manuel nahm ihre Worte als Aufforderung. Er lief ins Wasser und warf sich auf Sandrine. Sie entglitt ihm wie ein Stück Seife.

»In der Kühltasche ist übrigens Bier. Ihr Deutschen trinkt doch dauernd Bier, oder?«, rief er. Der Reißverschluss der Tasche ratschte auf: kaltes Heineken. Auf der Decke lagen Pappteller und Plastikbestecke, ich bediente mich am Fleisch und beobachtete die beiden eifersüchtig.

Sie tollten im Wasser herum wie ein eingespieltes verliebtes Team. Sie hatte mich nur um dieses Konflikts willen kommen lassen, mehr nicht. Manuel war für den Billy-Boy-Part eingeplant. Ich trank mir einen an. Als sie sich zu mir in den Sand hockten, spürte ich meine Fremdheit, den Drang wegzulaufen und eine tiefe Enttäuschung, die ich am liebsten alleine zu Hause in einem Sixpack Bier ertränkt hätte. Länger konnte, länger wollte ich nicht bleiben. Oder sollte ich Manuel beim Zungenkuss fotografieren? Die Kamera hatte ich ja in meinem Rucksack. Sie lag da dauerhaft drin, weil ich alles fotografierte, was sich mir an Fotografierbarem in den Weg stellte: alte Natursteinhäuser, windschräge Zedern und Olivenbäume, Bertrand zugekiff, den Horizont in sämtlichen Facetten, Farbspielen, zu jeder Jahres- und Tageszeit. Manuel und Sandrine stapften aus dem Wasser.

»Schau nicht so grantig«, sagte Sandrine. Grantig sein fand ich der Situation angemessen. Manuel schaufelte fetttriefendes Fleisch auf die Pappteller und süffelte seinen warmen Wein aus. Ich war eifersüchtig auf ihn, versuchte aber, die Sache sportlich zu sehen. Sandrine musste wissen, mit wem sie zusammen sein wollte.

Nach einer Stunde verlor die Sonne an Kraft. Wir waren ziemlich betrunken, wobei Sandrine die geringsten Ausfallerscheinungen zeigte. Sie rückte näher an mich heran, als Manuel in die Büsche verschwand.

»Ich muss weg von meiner Familie, wenn ich leben will«, sagte sie. Eine Weile lang hing der Satz in der Luft wie eine Hürde, über die ich springen musste. Sandrine hatte formuliert, was ich pausenlos dachte. Es gab Menschen, die konnten der Welt solch wundervoll wahre Sätze schenken, als wären es Ziegelsteine für den Bau einer philosophischen Fakultät.

»Verstehst du?«

Niemand verstand sie besser als ich. Ich nahm sie in den Arm. Wir hockten im Sand, träumten, rauchten Camel, sofften holländisches Bier und verzehrten Grillfleisch. Manuel tauchte plötzlich hoch oben auf einem Felsvorsprung auf und breitete die Arme aus, als sei er Jesus auf einem Felsen über Rio. Das Leben war wundervoll mit Sandrine im Arm, dem Alkohol in den Adern, dem rauschenden Wasser und der gleißenden Sonne. Vor allem war es gut, dass sich Manuel so weit entfernt hatte wie nur möglich.

»Wenn du dich traust, von hier oben herunterzuspringen, überlasse ich dir Sandrine für den Rest des Abends. Sie ist dir dann mindestens einen Kuss schuldig«, rief er.

»Darf ich selber entscheiden, mit wem ich den Abend verbringe, Mister Supermacho?«, schrie sie zurück.

»Nein«, antwortete er, visierte die klobigen Felswände an und sprang in die Tiefe.

»Meinetwegen macht, was ihr wollt«, schrie sie.

Die Gelegenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen. Sandrine und ich allein. Ich stand auf, kletterte mühevoll den Berghang hoch. Manuels Kopf tauchte an der Wasseroberfläche wieder auf. Außer Atem erreichte ich den Felsvorsprung. Unter mir ein Becken voll brackigem, grünbraunem Wasser, zerklüftete Felsvorsprünge und der düstere Wald. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, von welcher Stelle ich abspringen sollte. Vom Eintauchen einmal ganz zu schweigen. Ich peilte die Mitte an, nur wurde die Mitte in jeder Sekunde kleiner. Die tiefste Stelle ist die dunkelste Stelle, dachte ich. Ein kleiner Fehler, eine Unachtsamkeit ... Manuel machte im Tal

Faxen. Er mochte ein Außenseiter wie ich sein, ein Freund würde er nicht werden. Plötzlich fühlte ich mich vollkommen nüchtern. Warum stand ich hier oben? Um mir etwas zu beweisen? Um Manuel eine Show abzuliefern? Das alles war ein Film, der in meinem Hirn abgelaufen war. Eine gewonnene Wette, der Held marschiert mit dem Mädchen nach Hause. Zu springen war einfach Unsinn. Zudem konnte ich Sandrine nirgends mehr entdecken. Nur graue Steilwände, an denen ich mir fürchterliche Verletzungen zuziehen könnte. Es war mir unmöglich zu springen. Unmöglich, mein Leben aufs Spiel zu setzen, schon weil ich nicht an Schutzengel glaubte.

»Spring doch, Feigling«, rief Manuel. Sein »Feigling« machte die Entscheidung leichter. Ich drehte mich um und stapfte ins Geäst, wo Sandrine bereits auf mich wartete.

»Halt«, sagte sie, als ich an ihr vorbeigehen wollte. Ich stoppte in der Erwartung, mir einen dummen Spruch anhören zu müssen.

»Du bist wirklich mutig«, sagte sie und küsste mich auf die Lippen.

»Mutig? Hätte ich dafür nicht runterhopsen müssen?«, fragte ich.

»Du hast dich geweigert, zu tun, was jemand dir aufgedrängt hat. Das ist mutig.« Ich zog sie an mich.

»Gehst du mit ihm?«, fragte ich.

»Ja.«

Ich senkte den Kopf. Ihre Fingerspitzen strichen über mein Kinn. Als ich aufblickte, legte sie mir eine Packung Billy Boy in die Hand.

»Sind dir aus der Hosentasche gerutscht«, sagte sie. Wir lächelten uns an.

»Du wirst deine Belohnung bekommen, wenn es soweit ist«, flüsterte sie.

»Übrigens, ich habe eine Praktikumsstelle im Hotel deines Vaters«, behauptete ich.

»Davon weiß ich ja gar nichts«, sagte sie.

Da hatte sie etwas mit ihrem Vater gemeinsam.

### 3. Kapitel

Das Klopfen an der Tür klingt unmissverständlich, die dazugereichte Stimme kompromisslos.

»Aufstehen«, ruft Carla. Ich öffne zaghaft die Augen. Durch die Ritzen des Fensters und der Tür dringt spärlich Licht. Ich habe Carla nicht darum gebeten, mich mitten in der Nacht zu wecken. Zumindest bin ich in meinem tranigen Zustand unfähig, mich daran zu entsinnen. Ich habe geschlafen wie ein Baby. Aus dem Bett krabbele ich wie ein Greis. Mir schmerzen die Kniescheiben, weil ich zusammengekauert gelegen habe. Meine Hand tastet an der Kommode entlang. Ich knipse die Nachttischlampe an und schaue auf den Radiowecker. Es ist Punkt sieben Uhr in der Früh. Welch ein böser Geist ist in meine Schwester gefahren? Wieso ist Carla eigentlich im Haus? Sie lebt in Prades mit Jules zusammen, müsste sie nicht ihre Kinder in die Vorschule bringen? Auf der Antwortsuche bleiben meine Gehirnsynapsen am gestrigen Tag hängen. Wenn gestern also Montag war ... verflixt, dann ist heute Dienstag. Dienstag ist Markttag in Prades, immer schon.

»Beeil dich«, ruft Carla.

»Ja, ja, ja, ich beeile mich«, antworte ich hüstelnd. Unsere Konversation weicht um keine Nuance von den damaligen Gesprächsverläufen ab. Falls das ein Gespräch ist, was wir führen. Wenn Perserkatzen sich anfauchen, klingt das ähnlich kommunikationsbereit. Warum bespricht sie nicht vorher mit mir, ob mir ein frühes Aufstehen und die damit verbundene Arbeit recht sind? Ich hätte mit einem Nein geantwortet. Ich ziehe mich an, putze mir die Zähne und trete Minuten später vor die Haustür, um ein klärendes Gespräch zu führen.

Ich atmete die herrliche frische Luft ein. Während meines kindlichen Asthmas damals hatte Mutter einen Psychotherapeuten engagiert, der behauptete, die klimatischen Verhältnisse vor Ort seien derart erstklassig, dass ein Mensch gar kein Asthma bekommen könne, es sei denn, er habe gewaltig einen an der Waffel. Wobei er sich gepflegter auszudrücken vermochte. Er schlief mit meiner Mutter. Sie wunderten sich, dass es schlimmer wurde. Sie wunderten sich tatsächlich. Carla schleppt kistenweise Karotten zum Kombi. Vermutlich arbeitet meine Schwester schon eine Stunde. Klagen würde einen Haufen Gegenklagen nach sich ziehen, außerdem bereitet mir ihr schuftender Anblick ein schlechtes Gewissen. Und Carla hat ja Recht. Das Gemüse muss auf den Markt. Spätestens Düsseldorf hat mich gelehrt, dass Geld selten auf Bäumen wächst. Ich schnappe mir einen

Kartoffelsack und hieve ihn auf die Ladefläche. Cohn-Bendit bellt mich an und wedelt mit dem Schwanz, als hielte er den Kartoffelsack für eine weibliche Artgenossin, die ich ihm entrissen habe. Es verlangt viel Feingefühl und Carlas Poncho, um den Hund ins Auto zu bugsieren, ohne besabbert zu werden.

»Komm schon«, fordert Carla und besteigt das Fahrzeug. Also rein in den Wagen, Radio auf gedämpfte Lautstärke.

»Du musst Vater finden«, fordert sie unmissverständlich. Es riecht nach kaltem Zigarettenqualm. Vater hätte ihr sagen müssen, wohin er aufbricht. Was ist nur in den Alten gefahren, dass er Carla derart in Sorgen stürzt? Sie wirkt blass und zerfahren. Sie hat nicht verdient, dass er so mit ihr umgeht. Kein Mensch verdient, dass man mit seinen Gefühlen spielt. Das war der Part, den ich in der Vergangenheit übernommen habe. Schlecht ist nur, dass der Rollentausch insoweit als Vergleich nicht taugt, weil ich keinen Schimmer habe, wo sich Dad aufhält. Gerne hätte ich ihm erklärt, wie sich ein guter Vater verhalten sollte. Ich bin jetzt erwachsen, er ist immer noch ein unreifes Kind.

»Ich kann nicht meinen Haushalt in Prades schmeißen und die Landwirtschaft betreiben«, fügt sie vorwurfsvoll hinzu. Selbst schuld, möchte ich bei der Gelegenheit einflechten. Carla zieht oft alle Arbeit an sich, leistet Titanisches, erwartet Lob, Anerkennung und Zuneigung dafür. Es gibt Männer, die nutzen das aus. Es gibt Ehemänner, die betrachten sie als auszubeutendes Bergwerk bis zur Stilllegung. Ich seufze, als sie das berühmt-berüchtigte Nostalgie-Radio einschaltet. Brassens, Adamo hintereinander weg. Das ist eine Zumutung für jeden aufgeklärten Menschen. Cohn-Bendit knurrt den paarungsunwilligen Kartoffelsack an. Carlas Musikgeschmack ist nicht stehen geblieben, er marschiert stramm rückwärts durch die französische Musikgeschichte und endet bei Brel. Endlich verflüchtigen sich die tonalen Ausdünstungen der Chanson-Barden und das Wunder geschieht, die Piaf singt, was dem aufkommenden Licht hinter der schmierigen Windschutzscheibe eine beschauliche Würde verleiht. Welch eine Frau! Welch ein Lied! »Je ne regrette rien.« Das habe ich an den Franzosen immer bewundert: Die Fähigkeit, sich wegwerfen zu können, symbolisiert durch den Gesang dieser einzigartigen Frau. Ich denke, dass es jetzt albern wäre, meinen Wutausbruch gegenüber meinem vermeintlichen Schwiegervater zu bereuen oder meinen läppischen Konflikt mit Heike zu beweinen. Ich denke, dass die Piaf Recht hat, dass man nichts bereuen sollte. Bereuen ist nutzlos. Und in meinem Fall müsste ich sogar lügen.

»Wie geht es Jules und den Kindern?«, frage ich der Form halber und weil ich

gerade an meinen entfernten Lieblingsverwandten gedacht habe. Die Antwort bleibt sie mir schuldig.

Prades liegt wie ausgestorben in der Ebene. Eine charmante verschlafene Kleinstadt ohne Ausgelmöglichkeiten, dafür mit einer einprägsamen Postkartenidylle, die sich gegen das Abrutschen in die touristische Bedeutungslosigkeit wappnet und als Magnet für zahlungskräftige Briten fungiert. Wir fahren stadteinwärts. Was wäre eigentlich, wenn Vater tatsächlich etwas zugestoßen sein sollte, denke ich, misstrauisch geworden. Dass er Carla so lange im Unklaren lässt, ist entgegen seiner üblichen Art. Dass er den Hund vergessen hat, überschreitet die Grenze zum schweren Verrat. Der Kloß in meinem Hals muss von dem kalten Zigarettenqualm kommen. Wer könnte Vater Böses wollen? Verflucht viele Leute, denen er durch seine betonierte Ansichten die Weltsicht verhagelt hat. Familie Lasalle zum Beispiel würde genüsslich eine Flasche Champagner köpfen, wenn sie von seinem Verschwinden erführen. Vermutlich waren sie bereits informiert. Ich brauche einen Kaffee, um Geist und Körper Leben einzuhauchen. Dass Carla mir eine Antwort vorenthält, beunruhigt mich irgendwann doch. Ich sehe zu ihr rüber. Tränen kullern über ihre Wange. Zwei winzige Tropfen, im Abstand einer Zeigefingerlänge. Die Fließgeschwindigkeit zunehmend.

»Meine Pollenallergie«, schluchzt sie, kramt eine Sonnenbrille aus dem Handschuhfach und setzt sie auf. Mir ist es peinlich, weiter nachzufragen. Es liegt an Jules. Es liegt immer an ihm.

»Ich werde Vater finden«, beteure ich, als könnte der Satz Trost spenden oder ihr Leid halbieren. Es stellt sich die Frage, wo ich mit der Suche anfangen soll. Bei seinen Biofreunden? Mutter? Der Polizei? Wir halten in der Innenstadt und bauen unseren Stand an der Stelle auf, die er immer gehabt hat: vor dem Brunnen am Rande der Kirche. Ein Penner schöpft Wasser aus dem Brunnen, benetzt sein Gesicht, wirft sich anschließend einen Hut vor die Füße und legt fünf Cent hinein. Die Wurst-, Käse- und Matratzen-Händler grüßen. Die ersten Kunden schnappen nach Tomaten, bunkern Kartoffeln und schnuppern an den frischen Erdbeeren. Eingeschrumpfte Rentner, die gerne früh aufstehen und für die langes Anstehen eine Qual ist. Eine Hähnchenbraterei schmeißt ihren Grill an. Der Gestank von heißem Fett steigt auf. Bis es richtig losgeht, haben wir schätzungsweise noch eine halbe Stunde Zeit. Die Aufbauarbeit hat mir die Kälte aus den Gliedern getrieben. Bleibt die Frage, ob Carla ebenfalls einen Kaffee will. Sie lehnt dankend ab, als ich sie frage.

»Geh du nur«, sagt sie, irgendwie schon wieder vorwurfsvoll. Ich weiß, wie sie sich fühlen muss. Sie pendelt zwischen ihrem persönlichen Nord- und Südpol, Jules Zuhause und ihrem Vater auf seinem Gehöft. Wo sie erscheint, schimpft sie über die Kälte des jeweils anderen Pols und wärmt sich an den zustimmenden Worten des Gegenübers. Ihr Lebensrhythmus ist aus dem Takt gekommen. Ihre schlechte Laune also nachvollziehbar. Der Himmel räumt die letzte Wolke beiseite, als ich die Brasserie an der Sparkasse betrete. Die Wirtin schenkt mir despektierliche Blicke. Ich muss schmunzeln. Gemüsehändler im Hugo-Boss-Anzug haben in ihrer Brasserie sicher futuristischen Charakter. Wenn ich Glück habe, treffe ich später Bertrands Vater, den Gott der Herrenoberbekleidung. Dann kann ich fortan in einem standesgemäßen Outfit arbeiten. Die Wirtin sagt keinen Ton, nachdem sie die Bestellung aufgenommen hat. Sie holt den Kaffee und stellt ihn wortlos mit eingefrorener Mimik vor mir ab. In Deutschland arbeite ich als Serviceleiter. Für eine solch unfreundlich erbrachte Dienstleistung würde ich sie in Düsseldorf zu einem Seminar »Wie verhalte ich mich richtig gegenüber Kunden« schicken und vorher würde ich ihr die unterschriebenen Entlassungspapiere in die Hand drücken. In Frankreich ist das anders. Die genaue Übersetzung von »Unfreundlichkeit« ins Französische ist das Wort »flair«, glaube ich zumindest, wenn ich den Engländer am Nachbartisch korrekt verstehe. Ich werfe Würfelzucker in die Tasse, rühre mit einem Löffel um und nehme einen Schluck. Köstlich! Auf meinem Handy kommt eine neue SMS an. Ich klaube das Telefon aus meiner Anzugjacke und schaue auf das Display. Mir pocht das Herz bis zum Hals. Heike. Was schreibt sie? Dass sie mich vermisst? Dass sie ihren Vati vergisst? Nix da.

»Wir müssen reden« steht in schwarzen Buchstaben in dem grünen Sichtfeld. Ohne nachzudenken, antworte ich ihr, dass ich sie liebe, korrigiere den Text aber in ein simples »ganz meine Meinung«. Am Nachmittag werde ich sie anrufen, befehle ich mir schroff und stopfe das Handy in die Hosentasche. Mir kommt das schwer über die Zunge: Ich liebe dich. Wenn ich mit einer Frau zusammen bin, sage ich es irgendwann ziemlich unbeholfen. Meist nach ein paar Tagen, wenn ich beginne, mir die Abende ohne sie nicht mehr vorstellen zu können. Vor der Brasserie schlurft ein Mensch mit subtiler Grandezza heran und, als hätte dieses edle Schlurfen ihn nicht bereits entlarvt, erfolgt ein Poltern und Stöhnen im Anschluss. Der unglaubliche Jacques tritt zurück in mein Leben. Es ist ein gutes Gefühl, ihn wiederzusehen. Jacques' Bauch ist eine Kugel, der Erdanziehungskraft enthoben. Der Schädel eine wabbelnde Fleischmasse, darin eingegraben zwei Schweinsäuglein und eine Falte, in die er tagsüber seine Ration an Baguettes,

Crêpes und Pizzecken stopft. Seine spärlichen Haare sind grauer geworden. Die Beine passen nicht zum restlichen Körperbau, sie sind spindeldürr und verrichten die Herkulesaufgabe, knapp hundertfünfzig Kilogramm Lebendgewicht zu stemmen, ohne wegzuknicken. Jacques trägt eine khakifarbene Latzhose. In der linken Hand führt er einen Besen spazieren, mit der rechten zieht er einen Mülleimer durch die Gassen. Er ist Straßenkehrer von Beruf. Das Unglaubliche an ihm ist, dass er niemals auf den Gedanken verfallen würde, Müll in die Tonne zu schmeißen oder den angefallenen Abfall gar zu einer Deponie zu befördern. Jacques benötigt die Tonne schlicht zum Drauflehnen, der Besen hält ihn beim Schlurfen im Gleichgewicht. Für ihn, den städtischen Angestellten, widerspricht es seinem Verhaltenskodex, während der Arbeitszeit die Brasserie zu betreten. Ich hätte ihn gerne eingeladen. Für mich wäre es durchaus von Interesse, ihn hereinzulocken. Ich kenne ihn von meiner Praktikumsstelle im Hôtel de Paris und dort galt er als eine unversiegbare Informationsquelle. Wer wusste zuerst vom Rücktritt des Bürgermeisters? Jacques. Wem beichtete der stockbetrunkene Triebtäter Jean Pirot seine perversen Verfehlungen an einer irischen Austauschschülerin? Jacques, der dafür die Médaille d'Or aus der Hand des Innenministers empfing. Die einheimische Rugbyauswahl feierte ihren einzigen Meisterschaftstitel, weil ihr die Taktik des gegnerischen Teams dank des Straßenkehrers vor Endspielbeginn bekannt war. Jacques hört den Pfeffer wachsen, sieht, was hinter zugezogenen Vorhängen stattfindet und weiß, wer mit wem fremd pennt. Er war Vaters engster Mitstreiter im Rahmen der Anti-McDonald's-Kampagne gewesen, weil Jacques genau wusste, was für ein Müll an den Straßenrändern auf ihn warten würde, beziehungsweise, was er in Zukunft alles an Müll liegen lassen musste, wenn die Amerikanisierung des Landes weiterhin so rasant fortschritt. Infolgedessen hoffe ich, dass er über Vaters Aufenthaltsort Bescheid weiß. Ich lade meine Koffeinration, bezahle und trete ins Freie. Jacques zündet sich gerade eine Zigarette an.

»Tag«, sage ich.

Träge wie ein eben gefüttertes Walross erhebt er sein Haupt und räuspert sich.

»Habe gehört, dass du in der Stadt bist oder muss ich dich nun siezen, wo du erwachsen bist?«, fragt er.

»Nee, lass mal«, erwidere ich.

»Bist du hier wegen des Verschwindens deines Vater?«, fragt er.

»Woher weißt du ...?«

Er grinst wie ein glückliches Schweinchen aus der Fernsehwerbung.

»Stimmt, ich suche meinen Vater, wenn du was hörst, wäre ich dir dankbar, wenn du ...«

»Geschenkt«, erwidert er.

»Ich werde mich umhören«, fügt er weihevoll hinzu wie Marlon Brando in der Rolle des Paten. Ich schlendere zurück an den Stand. Inzwischen hat sich eine Menschentraube gebildet. Ich mache, was ich am besten kann: reden und verkaufen. Carla kann zwar ebenfalls reden und verkaufen, aber sie tut sich schwer mit dem Anpreisen der Produkte und verliert beim Reden die Zielsetzung aus dem Auge: den massenhaften, schnellen Verkauf von Waren zu möglichst hohen Preisen. An meinen ersten Markttagen wollte ich jede Tomate, jeden Kürbis, jede Aprikose loswerden, weil ich zu faul war, sie erneut aufzuladen. Dann kam ein unbändiger Spaß an einer vollen Kasse hinzu. Ich hatte meine Berufung gefunden.

Es folgen drei Stunden voller Arbeit, die wie im Flug an mir vorüberziehen. Für mich ist arbeiten erholsamer als jede Meditation, bei der man ja doch dauernd den Faden verliert, den Sorgen nachgibt und derweil die Einkäufe fürs nächste Wochenende plant. Das Geschäft flaut um die Mittagszeit ab. Cohn-Bendit hat den Kartoffelsack erfolgreich bewacht. Er gähnt und schnüffelt vorsichtig an meinen Socken. Die müssen penetrant duften, das entnehme ich seinem Basset untypischen Wegzucken des Schädels. Verdammt, die Klamotten. Ich wollte doch Bertrands Vater aufsuchen.

»Kommst du alleine klar?«, frage ich Carla.

»Sicher, ich habe nur heute morgen vergessen, den Naturkostladen zu beliefern, wäre schön, wenn du den Wagen nehmen könntest. Die Waren stehen im Fond.«

»Mutter?«, frage ich entsetzt. Sie nickt. Meine Mutter führt den Naturkostladen in der Mitte der Stadt. Bei meinem Fortgehen aus Frankreich habe ich den Kontakt zu ihr abgebrochen. Sie wiederzusehen, bereitet mir umgehend Magenschmerzen. Wahrscheinlich wird sie mir in wenigen Augenblicken freundlich hallo sagen und mich dann spiegelglatt an der Kasse durchwinken, damit ich das Gemüse an der Warenannahme abgeben kann. Mutter teilt die Menschen in Bekannte, Kunden und Lieferanten auf. Freunde hat Mutter keine. Familienmitglieder sind eine Spezies, die sie unter Bekannte abgelegt hat. Ich schlucke. Bevor ich den Kombi auf dem Parkplatz erreiche, mache ich einen kleinen Umweg, um nach Bertrands Vater Ausschau zu halten und tatsächlich werkelt er mit dem Präzisionseifer eines Uhrmachers hinter seinem Stand am Sonnenschutz herum. Cédric Dubot hält tariflich festgelegte Stunden- und Pausenregelungen für einen Scherz von gewerkschaftlich organisierten Ulknudeln. Er ist immer im Einsatz, ständig das

Handy in Griffweite, dabei äußerst korrekt und umgänglich. Als ich den Rollstuhlfahrer auf ihn zurollen sehe, muss ich schlucken. Bertrand. Sein Leben hat durch den Unfall, an dem ich womöglich mitschuldig bin, eine tragische Wendung genommen. Er fährt hinter den Stand und bückt sich, während ich näher herantrete.

»Ich brauche eine Sonnenbrille, zwei Bermuda-Shorts, drei T-Shirts und Trekking-Sandalen«, sage ich laut und Bertrand blickt auf.

»Mensch, Rico, du hier«, schreit er. Beinahe reißt er den Rollstuhl um bei dem Versuch, mir um den Hals zu fallen. Sein Vater lächelt, spitzt den Mund und greift nach den T-Shirts.

»Etwas in der Art?«, fragt er, während ich seinen Sohn drücke.

»Genau richtig«, antworte ich. Ein U2-T-Shirt ist vertretbar. Die Rolling-Stones-Haut sortiere ich aus. Bleiben ein grünes No-Name-, ein Pro-Hanf-T-Shirt und der Bob-Marley-Gedächtnis-Lappen. Alles zusammen dreißig Euro, da kann man nicht meckern.

»Hast du Lust auf ein Bierchen in einer Stunde?«, frage ich Bertrand.

»Wenn ich das Bier mitbringen darf ... Im Kino Marechale wie früher?«

»Das passt gut. Ich hole dich gleich ab«, sage ich und verabschiede mich in Richtung Auto, die Kleidungsstücke werfe ich hinten rein.

Der Naturkostladen ist ein ehemaliges Einkaufszentrum, das sich Mutter nach eigenen Vorstellungen gestaltet hat. Zudem ist Mutter gewieft und kreativ, was Finanzinvestoren anbetrifft. Er sprengt die Vorstellungen vom winzigen Naturkostladen an der Ecke mit einer Bedienung in Strickjacke und Cordhose. Hier arbeiten drei Mitarbeiter in Vollzeit. Mutter ist in eine Marktlücke gestoßen, zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen. In der Gegend gab es damals kaum Biohändler, obwohl viele Außenseiter begannen, Bioprodukte zu produzieren. Vor dem Biomarkt treffe ich alte Bekannte meines Vaters und befrage sie nach seinem möglichen Aufenthaltsort. Carla hatte das bei ihnen ebenfalls vergeblich versucht. Ich bemerke ihre Hilflosigkeit, bedanke mich und steuere den Eingang an. Ich betrete den Laden. Meine Mutter zählt Feigenpäckchen. Sie trägt einen Hosenanzug und spitze moderne Schuhe. Sie ist perfekt geschminkt und konzentriert. Kurzhaarfrisuren scheinen in Frankreich im Trend zu liegen. Sie wird meiner Gestalt gewahr und blickt auf.

»Toll, dass du da bist, Rico, du bringst die Kartoffeln, nicht wahr?«

Einen Moment lang bin ich perplex. Im Grunde genommen, sage ich mir, finde

ich es gut, dass sie redet, als wäre ich nie fort gewesen und nur irgendein Gemüsehändler auf der Reise durch ihr Warenreich. Es macht mich zwar nach wie vor traurig, schlägt aber keine neuen Wunden, weil keine neuen Hoffnungen geschürt werden. Zwischen uns existiert ein soziales Vakuum, kein naturgegebenes, sondern eines, das wir uns hart erarbeitet haben. Sie hat Recht, wir sollten es dabei belassen. Wie auswendig gelernt, fragt sie, wie es mir geht, wann ich gekommen bin und lamentiert über die steigenden Kosten im Einzelhandel. Nach dem Gespräch - wenn man das Gespräch nennen will - bin ich total fertig. Ich brauche sympathische Gesellschaft und Entspannung.

Zum Biertrinken gibt es keinen vernünftigeren Ort als das Kino von Monsieur Marechale. Es ist geheizt, duster und leer. Die Sessel haben einen samtigen knallroten Bezug und laden aufgrund ihrer unschlagbaren Bequemlichkeit zum Einschlafen ein. Daran hat sich nichts verändert. Monsieur Marechale hat Bertrand und mich eingelassen, weil er Bertrand mag, weil er mich kennt, weil er unser Bier trinken möchte, ohne in Verdacht zu geraten, plaudern zu wollen. Monsieur Marechale ist ein ernster Mann von der Goldrandbrillenfraktion. Der Rentner betreibt sein kleines Kino seit Anfang der Achtziger. Es werden ausschließlich Filme gezeigt, die dem Kinopapst gefallen. Früher Truffaut, Chabrol und Romy Schneider. Heute Abend der Herr der Ringe Teil 3, weil er die Bücher von Tolkien in seiner Jugend verschlungen hat. Bis zur Vorstellung sind es noch acht Stunden hin, über die Leinwand huscht Gert Fröbe als Goldfinger in der James-Bond-Reihe, den ich inzwischen gut zehnmal im Fernsehen gesehen habe. Aber darum geht es nicht. Heute feiere ich mein Wiedersehen mit meinem besten Freund Bertrand in einem der prachtvollsten Kinos des Planeten, weil es aufmacht, wann wir Lust haben, weil wir während der Vorstellung Bier schlürfen dürfen, weil Monsieur Marechale bei jedem Film mitfiebert und eine Atmosphäre des ständigen Staunens und Leidens verströmt. Er sitzt in der letzten Reihe und schaut gebannt zur Leinwand. Ihm geht es um etwas ganz anderes, als die Langeweile an einem einsamen Sonntagabend zu überbrücken. Er inhaliert die Filme wie Cohiba-Enthusiasten ihre Zigarre auf Kuba. Für Monsieur Marechale ist die Leinwand sein Leben. Davor haben Bertrand und ich Respekt. Wir sind eingeladen, im Anschluss Indiana Jones 3 und Rocky 1 zu gucken - wie sage ich ihm, dass ich zwischendurch pinkeln muss? Bertrand sitzt seitlich von mir in seinem Rollstuhl, nuckelt an einer Bierflasche und schlägt einen kruden Ton an.

»Glaubst du, dass es ein Leben vor dem Tod gibt?«, fragt er mich, als Bond einen weiteren Gegner meuchelt. Ich sinke im Sessel zusammen. Die Frage klingt so

fürchterlich pessimistisch, dass sich bei mir das Gefühl einschleicht, Bertrand im Stich gelassen zu haben all die Jahre.

»Was glaubst du, was das ist, was wir hier machen?«, frage ich zurück, um ihn von der gewagten spirituellen Ebene auf die gesellschaftliche Vernunftebene zu bringen.

»Eine Imitation«, erwidert er.

Hat nicht sollen sein. Er hat Matrix gesehen und die falschen Schlüsse gezogen oder toxische Zusatzstoffe zu sich genommen. Skeptisch betrachte ich das Etikett der Bierflasche. Gewöhnliches Heineken. Das Haltbarkeitsdatum liegt im grünen Bereich.

»Wir leben nicht, was wir wirklich sind, sondern was uns die Verhältnisse aufdrücken«, sagt er. Sein Gesülze bringt mich dazu, an meine Mutter zu denken. Das kann ihr zumindest niemand vorwerfen. Verhältnisse hat sie sich keine aufdrücken lassen. Sie ist so. Vielleicht bringe ich es bald fertig, nichts mehr von ihr zu erhoffen. Ich spüre nämlich, dass ich das immer noch tue. Die Erwartungshaltung muss ich mir abschminken. Bertrand ist schon ziemlich hinüber. Er hat nie viel Alkohol vertragen, dass er jetzt weise Sprüche nach drei Bier klopft, finde ich eine beunruhigende Neuigkeit. Seine Desillusionierung wird mit dem Rollstuhl in Zusammenhang stehen, in dem er hockt und aus dem ihm kein Arzt heraushelfen kann. Auf der Leinwand versucht ein asiatischer Gnom, James Bond mit einem Bowler zu köpfen. Doch der Hut bleibt stattdessen in einem Metallgitter hängen. Bertrand kichert irr, als Bond den Gnom erledigt und sich danach wild entschlossen der Errettung der Welt zuwendet. Womit kann ich Bertrand aufmuntern? Ich beschließe, mich vor Indiana Jones auszuloggen und ihn seinem Vater zu überantworten, bevor ich ihn das nächste Mal mit Carla zusammenführe. Vor meiner Schwester wird er sich das Jammern verkneifen. Es könnte natürlich auch sein, dass wir bald gemeinsam einen Club der verloren gegangenen Seelen aufmachen. Einen Club, einen Verein, eine Genossenschaft oder eine Band wie Perdu damals. Mir kommt eine Idee, mit der ich Bertrand bestimmt aufmuntern kann, und ich beschließe, erneut einen Fehler zu begehen.

»Wir können unsere Band reanimieren«, sage ich.

»Perdu? Davon träume ich seit sieben Jahren«, erwidert er.